



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 47.

Wiesbaden, den 20. August 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Die Sage vom Gral,“ von C. Tips. — „Blottentied,“ von A. Thomae. — „Mittagsstunde,“ von D. v. Puttkamer. — „See, Tanz- und Modenabend.“ — „Was Großvater erzählte.“ — „Felttere Ede.“

Zum Geleit.

Es gibt Menschen, deren Beschäftigung und Tun immer der Grazie entsiehet, und andere, die selbst in zerstreutem Handeln einem künstlerischen Maß des Schönheitsinnes folgen. D. Helberg.

Die Sage vom Gral.

Von C. Tips.

Solange die Menschheit auf Erden wandelt, wurzelt in ihr der Glaube, daß es eine Stätte gibt, wo alle Wünsche und Hoffnungen erfüllt sind, wo aller Kummer, alle Not und Angst ihres Lebens zunichte werden — im Paradiese.

In der ältesten bekannten indischen Märchensammlung, die Brhatkatha des Gunadhya (wohl aus dem 6. Jahrhundert?), besagt schon der Inhalt einiger Märchen, die auf recht alte Zeiten zurückgehen, daß der Hindu den Hain Cridavana im Sitantagebirge als den Heimatort der Weisheit, Glücks und Friedens bezeichnet. In späteren Zeiten, als die Menschheit von Gott abtrünniger wurde, verschloß dieser ihr den Hain. Nur eine heilige Reliquie blieb zurück, ein Edelstein, in Form einer Schüssel, die mit Wunderkräften ausgestattet war, aus der sich nach dem Glauben der Menschheit die Himmelsgaben ergießen sollten. Man gab jenem Gefäß den Namen „gral“, den man aus dem griechischen Worte krater (Mischkrug), aus dem Lateinischen gratalis (aus gratus = Schüssel, Gefäß) und dem Altfranzösischen graal abzuleiten sucht. Einige dagegen betrachteten den gral als den Stein, der der Krone Lucifers in seinem Kampfe gegen die Engel zur Erde entfallen war, oder als den Stein, den die Königin von Saba dem Salomo zum Geschenk gemacht haben soll. Später kam er dann in die Hände des Nikodemus. Im Mittelalter jedoch glaubte man, daß der Gral die Schüssel sei, in die Jesus in der Nacht, da er verraten ward, und den Jüngern zum letzten Male das Abendmahl reichte, seine Hände getaucht haben soll (Matth. 26, 25). Dadurch soll sie später als Erlösersymbol die Macht erhalten haben, durch ihre Gegenwart den Reinen von dem Unreinen unterscheiden zu können.

Mit Christi Gefangennahme sei nun die Schüssel ebenfalls in die Hände von Pontius Pilatus gekommen und als Joseph von Arimathia den Leib des Herrn nach seiner Kreuzigung vom Landpfleger erhalten, mit diesem auch ausgeliefert worden sein. Bei der Kreuzabnahme, so wie bei der Waschung der Leiche Christi, habe er mit Niko-

demus das Blut, das aus den Wunden floß, in ihr aufgefangen. Als Joseph von Arimathia später nach dem Abendlande kam, und starb, nahmen Engel die Schüssel an sich, die sie schwebend in der Luft hielten. Citarel, der Sohn eines christlichen Königs von Frankreich, erhielt sie dann, als würdiger Hüter des heiligen Grals, zur Ueberwachung, der zu ihrem Schutze und für die Hüter des Grals, auf dem Berge Montsalvage, oder Montsalvat (aus dem Lateinischen: mons salvatoris = Berg des Heils) in Spanien, am Fuße der Pyrenäen eine Burg baute, — die Gralsburg. Vilmar berichtet über den Bau des Tempels der Gralsburg folgendes, nach einer Beschreibung aus dem Gedichte des „jüngeren Citarel“, wie Albrecht von Schwarzenberg, ein Dichter des Mittelalters, sich nannte:

„Die Fläche jenes Berges, die von Onyx war, wurde glatt geschliffen, daß sie leuchtete wie der Mond und auf sie wurde durch des Grales Kraft über Nacht der Grundriß der Burg und des Tempels gezeichnet. Der Tempel war rund (wie die Gebäude und Kirchen der Tempelritter), hundert Klaster im Durchmesser. An der Rotunde standen zweiundsiebzig Chöre oder Kapellen, sämtlich achteckig; auf je zwei Kapellen kam ein Turm, also 36 Türme, rund herum stehend, von sechs Stockwerken, jedes mit drei Fenstern und mit einer von außen sichtbaren Spindeltreppe. In der Mitte erhob sich ein doppelt so hoher und doppelt so weiter Turm. Das Werk war auf ehernen Säulen gewölbt, und wo sich die Gewölbe mit den Schwib-Bogen reiften, waren Bildwerke von Gold und Perlen. Die Gewölbe waren blauer Saphir und in der Mitte eine Scheibe von Smaragd, darin gefalzt mit dem Lamm und der Kreuzesfahne in Schmelzwerk. Alle Altarsteine bestanden aus blauen Saphirsteinen, als Symbole der Sündentilgung und auf ihnen waren grüne Sammetdecken gebreitet; alle Edelsteine fanden sich zusammen vereinigt in den Verzierungen über den Altären und den Säulen, die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond waren im Gewölbe der Tempelkuppel in reinstrahlenden Diamanten und Topasen dargestellt, so daß

das Innere auch bei Nacht mit wunderbarem Glanze funkelte und leuchtete; die Fenster waren nicht von Glas, sondern von Kristallen, Beryllen und anderen farbigen Edelsteinen und um den brennenden Glanz zu mildern, waren Gemälde auf diesen Steinen entworfen; das Estrich war wasserheller Kristall und unter diesem, von Onyx gefertigt, alle Tiere der See, als ob sie lebten. Die Türme waren von edlem Gestein mit Gold ausgelegt, die Dächer der Türme und des Tempels selbst von rotem Gold mit Verzierungen von blauem Schmelzwerk. Auf jedem Turme stand ein kristallenes Kreuz und auf diesem ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen aus rotem Golde geschlagen und weithin funkelnd, so daß er von ferne, da man das kristallene Kreuz nicht sehen konnte, flüglings zu schweben schien. Der Knopf des Hauptturmes war ein riesiger Karfunkel, der weithin in den Wald auch bei Nacht leuchtete, so daß er den Tempelstein zum Leitstern diente. In der Mitte dieses Tempelbaues, unter dem Kuppelgewölbe, stand der ganze Bau noch einmal im Kleinen, und darum noch prächtiger glänzend, als Ziborium oder Sakramenthäuslein und in diesem wurde der heilige Gral selbst aufbewahrt."

Hüter und Pfleger der Gralsburg und ihres Tempels zu sein, bedeutete für die, die dieses Amt inne hatten, die höchste Ehre, der aber nicht jeder würdig war. Nur der konnte würdig der Gralsritter werden, der wieder von ihnen einer der demütigsten, treuesten, reinsten und keuschesten war. So bildete sich dieses Rittertum, dessen Mitglieder man Tempeler oder Tempelstein nannte, als ein solches von edelster Art aus. Die Burg war mit einem dichten Walde von Zypressen, Ebenholzbäumen und Zedern umgeben, durch den kein Unberufener hindurchdringen konnte, es sei, daß er zum Gral berufen war. Fragte er jedoch nicht, was der Gral sei und stand er stumm vor diesem heiligen Wunder, so wurde er aus der Gemeinschaft ausgestoßen.

"Denn niemand kann den Gral erjagen,
Den man nicht schon im Himmel kennt,
Und zu dem Gral berufen nennt",

so singt Wolfram von Eschenbach (1170—1220), der der erste deutsche Dichter war, der die Gralsfage mit der Artusfage verband und aus ihr sein Meisterwerk und zugleich das bedeutendste deutsche Kunstepos, den "Parcival" schuf. Zu diesem Epos nahm er den Stoff von Chretien de Troyes, der um 1170 einen Roman vom Gral (li conte du graal) schrieb. Doch kannte er auch das Gedicht von Gyot von Provence, das leider verloren ging. Den "Parcival", der 25 000 Verse zählte, soll er nach Berichten von 1205—1215 gedichtet haben. Doch boten ihm die benutzten französischen Quellen nur ein planloses Gewirre von Namen und Abenteuern. Nichtsdestoweniger kann man sich nur wundern, daß sein dichterisch-schöpferischer Geist, der durch planmäßige Anordnung, durch religiöse Tiefe, Reinheit der Gedanken und sittlichen Ernst, alle seine Zeitgenossen übertraf, — den ihm gebotenen Stoff zum "Parcival" so sehr vertieft und durchgeistigt hat, daß wir ihm, Wolfram von Eschenbach, dem Meister des Volksepos des deutschen Mittelalters, die Dichtung ruhig zusprechen können. So hat dieselbe 3 Teile: von der kindlichen Einfalt (tumpheit), dem Anfange des Lebens, — von dem Zwiefpakt mit Gott (zweifel), der für seine eigene Person als das größte Verbrechen gilt:

"ist zweifel herzen nähgebur,
das muoz der sele werden für", —
"wo Zweifel nah' dem Herzen wohnt,
das wird der Seele schlimm gelohnt" —,

und als 3. Teil von der selbe, der Seligkeit. So sehen wir, wie Wolfram in "Parcival", — das heißt nach dem Altfranzösischen "Taldurchstreifer", — aus dem Lateinischen abgeleitet: "per se valens", "durch sich kräftig", — seinen Ritter Parcival vergeblich im Dienste der Welt Heil und Frieden suchen läßt, dieses aber durch seine Abtrünnigkeit von Gott und Hochmut nicht findet, ihn aber endlich durch Welt- und Selbstüberwindung wieder zu Gott zurückkehren und ihn daselbst das wahre und höchste Gut — den Frieden finden läßt.

In Wagners Operndichtung bedeutet Parsifal "reiner Tor". In Wolframs "Parcival" schließen sich nur dem Stoffe nach "Titarel", zwei mehr lyrisch gehaltene epische Lieder an, benannt nach dem ersten Gralskönig, und "Lohengrin", der Sohn des Parcival. Viele andere Dichter des Mittelalters behandelten ebenfalls noch in ihren Werken die Sage vom heiligen Gral. fanden sie doch in ihr den Stoff, ihre überschwengliche Dichterphantasie, die sich zu einer solchen Buntheit im Altertume wie auch in der Neuzeit nicht entwickelt hat, zu kühnem Fluge zu erheben. Eine ganz neue Welt erstand ihnen, eine Welt der sonderbarsten, abenteuerlichsten Gestalten, der glühendsten Einbildungskraft, die bald Grau in Grau gemalt, in Nebel und Dämmerung verschwand, bald in den leuchtendsten Farben damaliger Einbildungskraft vorhanden ist. So griffen auch Maler jener Zeit zum Pinsel und versuchten diese imaginären Farben auf ihre Leinwand zu bannen. So stellen Werke aus jener Zeit neben dem leuchtenden Kolorit ihrer Farben hauptsächlich jene Szene dar, wie Engel herniederschweben und in den Händen den Gral halten, um dessen Wunderkraft durch eine von Gott selbst geweihte Hostie, die andere Engel in denselben legen, wieder neu zu stärken. Solches geschah am Karfreitag.

Was nun die Sage vom Gral anbetrifft, von der man eine Schrift des Mauren Flegetanis in Toledo aufgefunden haben will, so mag sie ihren Ursprung in christlicher Umformung in Spanien haben. Durch französische sowie deutsche Dichter erhielt sie erst ihre Pflege und bei Wolfram den Anspruch auf das bedeutendste, deutsche Kunstepos.

Wo kam nun aber die Gralsburg hin?

Eine Antwort mögen wir uns selbst in folgendem geben, um die Dichtung unangreifbar und in sich zusammenhängend zu lassen:

Heute zeigt die Stelle auf dem Monserrat, dem heiligen Berge Spaniens, auf dem der Sage nach die Gralsburg einst gestanden haben soll, eine graue, von außen äußerst nüchterne Kirche, — die Kirche: "Unsere liebe Frau von Monserrat", — mit anschließendem Mönchskloster. Eine Zahnradbahn führt von Monistrol zu ihr hinauf.

Inmitten des von hohen Gebirgszügen umschlossenen katalonischen Hügellandes erhebt sich ganz unvermittelt mit fast senkrechten, steilen Felswänden, das Massivgebirge des Monserrat zu einer Höhe von 1250 Meter empor, in eine lange Reihe kolossaler, scheinbar spitzer Gipfel ausladend. Was einem an diesem Berge so auffällt, ist, das Ungeheuere der Felsen und die scheinbar bodenlose Tiefe ihrer Abgründe. Nach einer Sage soll dieser Berg in der Stunde, da Christus verschied, der Länge nach durchgespalten sein, etwas unterhalb seines höchsten Gipfels, durch den quer sich eine Schlucht nach beiden Seiten hindurchzieht, die mehrere breite Absätze gebildet hat, auf deren breitem das Kloster für den Beschauer wie angeklebt haftet. "Valle malo", so nennt der Spanier diese Schlucht, die auch den Ausgang zur Gralsburg bildete; sie war von den "Wächtern", den großen Kegelfelsen des Kammes, die der Maure "Sitau" nannte, überragt. Der Volksmund hat ihnen natürlich einfältige Bezeichnungen beigelegt, hervorgerufen durch die teils unedle Form der Felsen. Ihre Entstehung geht auf Auswaschung des zusammengebadenen Gesteins zurück. Doch aus der Ferne betrachtet, wirkt der Kamm, wie das übrige Felsengebirge, durchaus nicht so mächtig, — erst wenn man mitten drin steht, begreift man, wie gut die Menschheit der Sage nach die Gralsburg in diese Gegend verlegte. Und in Gedanken versunken steigt man immer höher in diese seltsame Einöde hinauf, — in die Schluchten voll Grauens und erhabenen Charakters, in denen ein Wildbach an mit Efeu überwucherten Wänden vorbeischießt. Jedes kleinste Fleckchen Erde ist mit hohem Heidekraut, Myrten, Rosmarin, Lavendel und Thymian bedeckt. Ab und zu gewahrt man in diesem grüngrauen Einerlei Steineichen und Pinien. Allerlei Blumen leben zwischen Felsen ein anspruchloses, kümmerliches Dasein. Ueber diesem allen der ewig blaue, wolkenlose südliche Himmel. Aber nicht nur, wenn die Sonne scheint, ist es hier oben schön — nein — wenn die Wolken um die Gipfel fliegen, sich an ihnen zersetzen, in

den Schluchten wieder sammeln, alles Grau in Grau verschwimmt, — dann fühlt man noch mehr, noch inniger den Zauber dieses heiligen Berges, ahnt, — daß hinter jenem Grau die Gralsburg stehen müsse. Doch die Sonne bricht durch und durch die entstandene Lücke sehe ich weit unter mir die Erde mit den hab- und streitsüchtigen Menschen — das Tiefland — wie einen Teppich weit — tief unten liegen, die ich hier oben in diesen Höhen fast vergessen hatte. Ich trete den Rückzug an; ehe ich jedoch wieder hinabsteige, lasse ich mich noch einmal auf jenem Felsen nieder, an dem hunderte von Metern der Abgrund gähnt. Der Nebel verdichtet sich immer mehr und mehr und ich suche ihn in dieser wunderbar einsamen Stille zu durchdringen. Dabei — als ich so über die Sage vom Gral und ihr größtes psychologisches Epos „Parcival“ nachsinne, fällt mir Eichendorffs Vergleich ein:

„So gleicht dieses Epos einem Münster, das von der breiten Grundlage irdischen Treibens zwischen sehnüchlig emporrankenden Reben- und Blumengewinden allmählich in die feierliche Einsamkeit der höheren Luftschichten aufsteigt, wo über dem vertosenden Leben der Tiefe nur noch steinerne Heiligenbilder mahnend stehen, bis zuletzt alles wonnetrunken im Kreuze gipfelt“.



Flottenlied.

Von August Thoma, Noppentheim.

Dem weiten Weltenmeere
Vertraun wir unser Los,
Es wiegt wie eine Mutter
Uns sanft in seinem Schoß.

Wie lockt sein lichter Schimmer
Das Herz mit Zauberacht!
In unbekannter Ferne
Uns Sieg und Ehre lacht.

Im winterlichen Norden,
Am immergrünen Strand,
Gedenken wir in Treue
Uns deutsche Vaterland.

Und kommt's einmal zum Kampfe,
Heißt „Sieg“ es „oder Tod!“
Wir sterben für die Flagge,
Die Flagge schwarz-weiß-rot.

Ihr Wellen sollt mir rauschen
Das letzte Schlummerlied,
So ruht das Herz in Frieden,
Das treu für euch achlöhnt.



Mittagsstunde.

Von Hedwig v. Puttkamer.

Wie schimmernd und schweigend steht der Wald! Ich liege auf dem Rücken in Gras und Moos, neben mir der große Sonnenhut; mag die Sonnenmutter mit ihren weichen Fingern leise über Haar und Stirn spielen. Um mich her stolz ragende Kiefern in rötlich-braunen Stämmen, hoch, hoch hinauf tragen sie ihre dunklen Kronen der Sonne dem Himmel entgegen. Weißblau, nein blond, blond wie die schwedischen Mädchen, so ährenblond und reif, wölbt sich die Himmelsweite. Wenn die dunkelgrünen Baum-silhouetten in kaum merkbarem Erzittern sich regen, sieht es aus, als bebte die straffgespannte, seidige Decke des Luftmeeres da oben in sanften Wellen. Und das blinzelnde Auge starrt darauf hin, erwartungsvoll, Geheimnisse

ahnend, so wie man als Kind auf den leise sich bauschenden Vorhang starrt, der Verbotenes verhüllt. Und Träume kommen — und Träume gehen. — Die Erde unter mir rollt dumpf — ist es ein Erdgeist, den ich erzürnt? Nein, nur die schütternde Wucht eines vorbeiraufenden Zuges zittert bis zu mir herüber, sein Pfeifen fährt wie ein Peitschenhieb in die Stille hinein, auch die träumenden Bäume neigen und wiegen sich stärker, wie in jähem Erschrecken. Ein leichter Wind atmet vom Waldrande her über sie hin, schwellend, steigend, neckend greift er fest in ihr Gezweig — — treulos und eilig flieht er schon wieder — sie lächeln und winken ihm mit müden Nestlein nach — — dann wird es wieder still — Träume kommen — und Träume gehen . . .

Unter Obstbäumen hin rollt der hohe Jagdwagen mit leichtem Federn durch die seltsamen Windungen, die solch Weg zumeist zeigt, den schlaffelige oder angeheiterte Bäuerlein eingefahren haben.

„Sprechen Sie, gnädigste Kusine, erzählen Sie! Sonst schlafe ich in der Mittagsschwüle ein und falle bei dem Tempo, in dem Sie kutschieren, von diesem hohen Sitz in den Sand!“

Eine junge, etwas matte Männerstimme spricht es, und eine feinnervige, schlanke Hand, noch wie eines Knaben Hand sieht sie aus, legt sich fest um die niedrige Seitenlehne.

„Ich werde Ihnen von der Mittagsgöttin erzählen, die hier in der wendischen Mark spukt.“

Er murmelt etwas von „seiner Göttin, die neben ihm sitzt“ — doch das paßt mir nicht:

„Heben Sie sich Ihr Süßholz bis heut nachmittag auf, Kleiner, wenn die Mädels aus Sch. zum Tennis da sind, ich beiße doch nicht drauf an, das wissen Sie ja!“

Und als der Wagen dann mit leisem Mahlen durch den heißen Sand des Waldweges zieht, die Füchse im Schritt gehen und meine Peitsche nur hie und da eine gar zu blutgierige Bremse abwehrt, die sich auf den glänzenden Pferdeleibern festsaugen will, da erzähle ich dem jungen Namensvetter von der wendischen Mittagsfrau, der Poludnice, was mir selber die alte Dorfhege zu Hause von ihr zugerannt hat. Rot wie der leichtblättrige Mohn ist ihr Kleid, und ein dichter Schleier verhüllt die goldschimmernden Haare, so streicht sie durch die Kornfelder und über die Wiesen, und wehe dem, den sie in der Mittagsstunde schlafend im Freien trifft! Sie haucht ihn an, und die Sehnsucht frißt ihm im Blut, daß er krank wird und stirbt. Oder sie lockt ihn mit neckendem Ruf tief hinein in den Wald zu dem heimlich versteckten Weiher, dort sitzt sie und strahlt ihr gleißendes Haar und badet den weißen Leib in kühlender Flut —, und wer sie einmal sah, der ist ihr verfallen und scheidt dahin. Schwüle Märchen spinnt des Volkes Aberglaube in die Mittagsstunde hinein, die ihm ebenso gespensterhaft unheimlich ist, wie die Stunde der Mitternacht.

Mein junger Freund ist wieder munter geworden und befinnt sich auf seinen Ovid und die Idylle des Theokrit — — ich glaube, der war's, den er zitierte, jedenfalls imponierte er mir gewaltig, als er nun vom schlummernden Pan sprach und von der Furcht der römischen Hirten, ihn durch Flötenspiel zur Mittagsstunde zu wecken. Auch vom Manöver erzählte er, wie er in Bamberg das „Pöpelgäshen“ gefunden habe, in dem das „Pöpelmännle“ mittags spukt, und Schwedens „Tomte i Garden“ fiel uns ein, das uralte Männlein mit dem Kinderleib, das sich an einem Strohalm halb zu Tode schleppt und dem einen Schaber-nad spielt, der ihm gutmütig helfen will. Von den schönen Melusinen und Wassergeistern plauderten wir, die des Mittags ihre nassen Schleier trocknen und dem Wanderer gefährlich sind. Von versunkenen Städten, deren Glocken plötzlich aus der Tiefe läuten, von Goldschätzen, die um Mittag aus dem Dunkel ihres Verstecks blinken und gehoben sein wollen, vom Schäfer, den eine Jungfrau in den Hügel führt, in dem der greise Westfalenkaiser Weking haust, der ihn reich beschenkt entläßt. Unzählige solche Sagen und „Dön'kens“, wie sie in Westfalen sagen, fielen uns ein, und wir bannten den erschlaffenden Zauber der

Mittagsgeisterstunde, indem wir sie mit ihren eigenen Waffen schlugen.

Das war damals —, heute findet mich die Mittagsstunde allein im Wald, doch ihr Zauber schreckt mich nicht, die Wirklichkeit dröhnt bis in den stillen Winkel —, hoch, hoch oben fliegt ein Riesenvogel, seines Motors Gebrumm ebbt und stutet mit dem leichten Wind über den Wald dahin —, und den letzten Brief lese ich noch einmal wieder, den ich von dem jungen Flieger erhielt, dem mit den rassistigen Knabenhänden.

Auf dem Rückflug von U . . . kamen wir gerade um die Mittagsstunde im Gebirge in ein Gewitter. So bin ich mein Lebtag noch nicht hin und her geschmissen worden. Als ob man unsere Maschine mit Knüppeln bearbeitete, so ächzte und dröhnte es, man sackte 3- bis 400 Meter nach unten durch, um ebenso plötzlich wieder nach oben geworfen zu werden. Dazu wurde es immer dunkler, man verlor völlig das Gefühl, ob die Maschine noch wagerecht lag. Die Fliegererei ist hier übel dran, kein Flug unter 2 Stunden, immer über Gebirge und feindlichen Stellungen. Aber unser neuerlicher Bombenflug auf . . . hatte guten Erfolg: über 2000 Feinde tot, ein Munitionsdepot in die Luft geschoßen und zwei Treffer auf Schiffe im Hafen. Wir erfuhren die Sache dienstlich. Von unsern achtzehn Flugzeugen nur eins brennend abgestürzt, alle anderen heil zurückgeführt.

So schrieb er, frisch und schneidig, ein ganzer Mann geworden aus dem jungen, etwas weichen Knaben.

Und nun? Wo ist er nun? Wer gibt Antwort auf die schreckvolle Frage? Nun ist er auch vom letzten Flug nicht mehr zurückgeführt, und niemand weiß — niemand weiß — niemand löst das Schweigen!

Vielleicht scheint die Sonne, die hier so weich um mein Haar spielt, dort — irgendwo — mit grossem Brand in weit offene, starre Augen, die keine liebevolle Hand mehr schließen wird! Vielleicht trägt der Wind, der mich mit Gliederdüften grüßt, dort — irgendwo — den saden, süßlichen Geruch der Verwesung, durch die heiße Geisterstunde des Mittags! Vielleicht scharrte irgendein Barmherziger ein Loch und legte den in der Lederuniform haltlos schlatternden Körper hinein — Erde, warum schweigst du und sagst meinem lauschenden Ohr nicht, wo du ihn birgst? Mittagsstunde, Stunde der schluchenden Geister im Volksglauben, brachtest du ihm das Unheil, den Tod?

Im gleichmütig träumenden Schweigen steht der Wald, hart und undurchdringlich spannt sich die bläuliche Himmelswand gegen den anstürmenden Blick, müde und träge atmet die Erde Fruchtbarkeit und Leben, weil es nun mal wieder Sommer ist — und einsam liege ich mitten in der Natur, die mir plötzlich fremd und feind scheint — ein Mensch, der sich nach dem Menschen sehnt . . .



Tanz-, Tee- und Modenabend.

Die ersten zwei Abende verbrachten sie in traumlichem Beisammensein am Familientisch unter dem gelblichen Lampenschirm. Der Wiesfeldweibel Egon Leitner, im Zivilleben Produktist der Firma Holzmann u. Rauch, dehnte und rästelte sich vor lauter Wohlsein und Behaglichkeit. Ach, das Dabeimsein war ja noch viel, viel schöner, als die schönsten, sehnsüchtigsten Schlüßengräbenräume es vorgesaunkelt hatten, und das will schon was heißen! Nie noch hatte er die tiefe Ruhe seines behaglichen Heims in so vollen Blüten genossen wie jetzt. Er war ja eigentlich nie so recht dazugekommen: mein Gott, all die gesellschaftlichen Verpflichtungen, wenn man eine kleine, sehr lebhafte Frau hat, die nichts versäumen will, — ja so ein Winterfeldzug einer Großstadtfamilie war eine sehr strapazierende Angelegenheit. . . . Aber das gab es ja Gott sei Dank nicht mehr. „Saison?“ Laßhaft! Die Menschen hatten jetzt andere Sorgen. Behaglich blies Leitner den Rauch in das sanfte Licht des Kronleuchters. Auch seine Frau schien sich abesert zu

haben; noch nicht ein einziges Mal hatte sie vom Ausgehen gesprochen. Aber am dritten Abend konnte Frau Leitner ihre lang gemeißelte Sehnsucht nicht länger unterdrücken. Mit einem gesuchten „Ach Männchen“ begann es und zögernd und unter vielen Umschweifen und Bärtlichkeiten kam es heraus: Heute Abend ist eine Veranstaltung, — also totschid — da muß man einfach dabeigewesen sein; ein Tanz-, Tee- und Modenabend; ein geistvoller Conferencier wird über den ästhetischen Gehalt der kommenden Frauenmode sprechen; dann Modevorführungen und Debatte über den weiten Rod — — —! Frau Irma machte ihr schönstes Bitte-Bitte und strich Egon spielerisch über das Haar, in das der Krieg seltsam viel Grau hineingemengt hatte. . . . Modenabend — totschid — Conferencier — ästhetischer Gehalt . . . Egon Leitner gab sich einen Ruck und machte ein sehr verdüstertes Gesicht. Ach so, ja, man war doch dabeim. . . . Aber man mußte sich erst daran gewöhnen. . . . Wie seltsam diese Worte zu ihm herüberklangen — wie — ja wie aus einer anderen Welt. Man hatte diese Vokabeln wahrhaftig schon ganz vergessen, und ihm war, als müßte er sich die Stirne reiben, um sich all das wieder zu erinnern. . . . Innerlich seufzend trennte sich Leitner von seinem gemütlichen Dabeim. Aber Frau Irma strahlte. Erstens, weil sie ihren Gemahl mit dem Eisernen, und dann auch, weil sie sich selbst in der neuen Mode zeigen konnte. Leitner wurde es ganz schwül und unbehaglich unter den vielen Menschen. Man untersteht sich von Tänzerinnen, von der neuen Linie, vom weiten Rod; aber Leitner blieb — gegen seinen Willen — sehr wortfarg; er hatte das Gefühl, daß er nicht die richtigen Phrasen fand, um sich an dem allgemeinen Geplätscher dieser Gespräche beteiligen zu können. Es schien ihm auch, als ob er sich nicht so frei und ungezwungen auf den Parketten bewegen würde, wie die D.-U.-Herren im Smoking. Als Tee herumgereicht wurde, schüttete er die Hälfte seiner Tasse einer Dame auf das Kleid, worüber sich Frau Irma höchlichst entsetzte, während er selbst nicht aus seiner Galsenhumor-Nube zu bringen war. Wegen des bibbigen heißen Wassers! Wenn man fast zwei Jahre im Schlüßengraben gelegen hat, hat man nicht mehr den feinen Griff in den Fingern, um zarte Tuschalen graziös zu halten. . . . Endlich ist das Programm des Tanz-, Tee- und Modenabends (den Leitner im Stillen eine Affenkomödie nennt) abgeschmurt und man darf nach Haus gehen. Dabeim auf dem Tisch liegt ein Telegramm. (Ein Telegramm zur Nachtzeit ist immer etwas Unbehagliches und Unheilbringendes.) Und richtig: Der Wiesfeldweibel Egon Leitner hat sofort seinen Urlaub abzubrechen und sich binnen 24 Stunden in B. bei seiner Kompagnie einzufinden. Und er hatte sich doch schon so gefreut, bis tief in den Morgen hinein schlafen zu können! Um zwei Uhr morgens geht sein Zug. Es ist gerade noch so viel Zeit, daß Frau Irma (unser Tränen und Klagen) einen starken Kaffee kochen kann. Und dann eilt er durch die steifschlummernde Nacht zum Bahnhof. Wir drehen sich in keinem Kopf die Bilder und Gestalten vom Tee-, Tanz- und Modenabend her. Er muß lächeln, wenn er an das Zeug denkt und fühlt sich mit einem Male so wohl in seiner alten, treu gedienten Feldbaragen. Und ein inniges Gefühl, als ob er seiner Heimat entgegenfähre, durchdringt ihn warm. . . . Sanft schlüft er auf der harten Bank im rüttelnden Wagen ein und träumt glücklich von seiner Heimat, der es in ihrer Geborgenheit so gut geht, daß sie Zeit hat für ästhetische Linien-, Modeprobleme, Teecabende — — und für den Streit um den weiten Rod. —

S. 9.



Heitere Ecke.

„Vater,“ fragte der kleine Knabe, „was ist eine Suffragette?“ — „O, mein Junge,“ antwortete der Vater, „eine Suffragette ist ein Wesen, das aufhört hat, eine Dame zu sein und das noch kein Herr geworden ist.“

„Da, das wußte ich ja, daß du es vergessen würdest“, sagte die Gattin des Vorortbewohners, als sie ihren Mann an der Tür traf. „Warum bist du nicht zum Gelindevermietungsbüro gewesen und hast eine Köchin mitgebracht.“ — „Bei euch Männern kann man sich doch auf nichts verlassen.“ — „Einen Augenblick, Schatz,“ unterbrach sie der Gatte. „Ich habe es nicht vergessen. Ich ging zu dem Bureau und suchte eine Köchin aus — sogar eine sehr gute, wenn man nach den Zeugnisse gehen kann.“ — „Aber wo ist sie denn?“ — „Es tut mir leid, Schatz, aber ich habe sie verloren.“ — „Verloren? Unfinn! Wie könnte das möglich sein?“ — „Ich machte ein Spielchen auf der Heimfahrt im Zuge mit Karl Schiffers und er hat sie mir abgenommen.“